

Bärbel Kemper, Waldbesitzerin

Bärbel Kemper betreibt mit ihrem Mann und ihrer Tochter das Landgut Kemper und Schlomski in Liebstadt am Rand der Sächsischen Schweiz. Sie bewirtschaften 66 Hektar Wald.



Bärbel Kemper mit Kindern im Bienenwald – darin wachsen verschiedene Baumarten mit unterschiedlichen Blütezeiten, damit Bienen und andere Insekten möglichst lange Nahrung finden. © Thomas Türpe

Auch bei uns standen auf rund der Hälfte der Flächen Fichten, weil sie schnell wachsen und jahrzehntelang besonders ertragreich waren. Aber schon vor 15 Jahren haben wir damit begonnen, diese Monokulturen in klimastabilere Mischwälder umzuwandeln – immer dann, wenn zu viele Bäume auf einem Waldstück krank waren. Durch die Trockenheit passiert das jetzt immer häufiger. Wir müssen heute die größten Herausforderungen in der Geschichte der Waldwirtschaft bewältigen: den Borkenkäfer, die Stürme, das gab es natürlich schon immer – aber nicht in diesem Ausmaß.

Dass die Politik jetzt stärker in unsere Richtung schaut, ist natürlich gut. Es wird viel Geld kosten, die Wälder für den Klimawandel robust zu machen. Finanzielle Anreize können vielleicht diejenigen, die noch an Monokulturen festhalten, zum Umdenken anregen. Es gibt aber auch jetzt schon staatliche Fördermittel, beispielsweise für naturnahe Waldwirtschaft oder einen nachhaltigen Umbau. Bei der Aufforstung in den vergangenen Jahren haben wir uns da allerdings zurückgehalten: Weil unser Konzept neu war und nicht alle Arten, die wir angepflanzt haben, in den Programmen berücksichtigt waren. Wir haben einen Bienenwald mit vielen verschiedenen Baumarten angelegt, die zu unterschiedlichen Zeiten blühen. So bietet er Insekten von Anfang bis Ende der Vegetationszeit Nahrung. Die Vorgaben, die an Fördermittel geknüpft waren, konnten wir damit nicht einhalten. So wird es nun auch bei den neuen Förderungen auf die Details ankommen.

Mischwälder sind nicht nur gut fürs Klima selbst, sondern auch für die Klimabildung: Immer wieder fragten Schulen an, ob Klassen vorbeikommen und bei uns etwas über den Wald lernen, vielleicht auch mal ein Bäumchen pflanzen dürften. Daraufhin haben wir ein Konzept entwickelt und gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen Themenwälder angelegt: vom Eichenwald über den Bergwald bis zum Eibenwäldchen. In unserem Schulwald steht aber auch ein Riesenmammutbaum und dort wachsen Tulpenbäume, die aus Nordamerika stammen.

"Wir sind schon ziemlich belächelt worden"

Ein kleiner Luxus, den wir uns dabei leisten, ist das Quick-Pot-Verfahren: Dabei kommt die Wurzel nicht nackt – wie oft üblich – in den Boden, sondern mit etwas Muttererde. Das Verfahren ist weniger anspruchsvoll, so können die Kinder selbst pflanzen. Aber es etabliert sich so langsam auch in Forstbetrieben, weil die Pflanzen, wenn sie die Erde vom vorherigen Standort mitbekommen, gerade in den ersten Jahren resilienter sind. Mit Hackschnitzel oder Rindenmulch legen wir dann dicke Gießringe um die Bäume, um sie vor dem Austrocknen zu schützen. Wir sind schon ziemlich dafür belächelt worden, was wir für einen Aufwand betreiben. Aber mir ist wichtig, den jungen Leuten die Komplexität dieses Ökosystems zu verdeutlichen. Aus den ersten Kindern, die mit uns gepflanzt haben, sind junge Erwachsene geworden. Manche kommen zu Besuch und setzen sich unter "ihren" Tulpenbaum, den sie vor 15 Jahren als 50 Zentimeter hohes Gewächs eingepflanzt haben – und der jetzt zehn Meter hoch ist.

Ob das, was wir da jetzt machen, unseren Enkeln und Urenkeln mal Geld einbringt? Ich weiß es nicht. Fakt ist: So wie wir aufforsten, ist das kostenintensiver als bei anderen Waldbauern. Wenn es gut läuft, decken die aktuellen Holzpreise zwar die Kosten, um Schadholz aufzuarbeiten. Um die Mischwälder zu pflanzen, reichen sie aber nicht. Andererseits: In Jahren, in denen anderen in der Region Bestände kaputtgegangen sind, konnten wir unsere "neuen" Wälder fast ohne Verluste durch die trockene Zeit bringen. Wenn wir ehrlich sind, weiß heute doch niemand so genau, welche Bäume in 100 Jahren noch Erträge erwirtschaften werden.

Unser Umbau geht weiter: Das extrem trockene Frühjahr hat auch unsere jungen Fichtenbestände – rund 40 Jahre alte Bäume – extrem geschwächt.